

Berlin, 17. Februar 2004

Ansprache von Barbara Schneider-Kempf anlässlich ihrer feierlichen Einführung in das Amt der Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin

Sehr geehrter Herr Professor Lehmann,
sehr geehrter Herr Professor Gattermann,
sehr geehrte Frau Dr. Niggemann,
sehr geehrter Herr Weidemann,
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Staatsbibliothek,
meine Damen und Herren,

lassen Sie mich zunächst danken: Ihnen - meinen Vorrednern - für die lobenden Worte über meine Person und meine Fähigkeiten - und Ihnen, meine Damen und Herren, für Ihr so zahlreiches Erscheinen am heutigen Tage hier in Berlin.

Was dürfen Sie in den wenigen nun noch vor uns liegenden Minuten von mir erwarten? Eine Bibliotheksdirektorin ist keine Vorstandsvorsitzende, die ihren Aktionären Rechenschaft schuldet und auch keine Parteivorsitzende, die ein erfreuliches Wahlergebnis mit einer programmatischen Rede beantwortet. Im übrigen haben uns in der letzten Zeit sowohl Vorstandsvorsitzende wie auch Parteivorsitzende doch auch enttäuscht.

Insofern bleibe ich lieber auf dem soliden Boden der Tatsachen und entferne mich nicht in das Reich kühner Pläne, die sich nur schwerlich einlösen lassen. Als im Februar 1987 Herr Dr. Landwehrmeyer, mein Vor-Vor-Vorgänger im Amte, als Generaldirektor begrüßt wurde, prägte er den schönen und noch immer gültigen Satz, eine Bibliothek sei kein Opernhaus, wo von jedem Intendanten eine neue Ära erwartet werde, in der alles anders, interessanter und aufsehenerregender sei, als es vorher jemals war. - Herr Dr. Landwehrmeyer (ich grüße Sie im Auditorium sehr herzlich), Sie sprechen mir aus der Seele. Ich strebe nicht mehr und nicht weniger an, als die mir übertragenen Aufgaben energisch und ideenreich anzugehen und die Probleme effizient zu lösen.

Und ich will auch nicht mit dem bekannten Anspruch auftreten, nicht alles anders, aber vieles besser zu machen - was daraus geworden ist, ist nicht unbedingt als richtig anzusehen. Ich bin ein durch und durch pragmatischer Mensch - und die Wahl meiner Person bestärkt mich darin, diesen Weg einer Führungskultur der Besonnenheit weiterzuverfolgen.

Nüchtern, objektiv, rational: diese Begriffe sind keineswegs mit Emotionslosigkeit und mangelnder Leidenschaft zu verwechseln! Auch ich kann mich tagtäglich erneut für diese Bibliothek begeistern. Wer aber diese Bibliothek - eingebettet in ihr nationales Umfeld - in eine allen Ansprüchen genügende Zukunft führen möchte, tut, wie ich glaube, gut daran, so

unvoreingenommen wie nur möglich - und das heißt: unvoreingenommen auch und gerade gegenüber der einen oder alten Tradition! - an die Sache heranzugehen.

Nun mögen Sie in mir die Vernichterin der alten Werte sehen, die in diesem Haus seit jeher so vehement verfochten und stolz hochgehalten wurden. Tun Sie es, sehen Sie in mir eine Generaldirektorin, die sich kritisch und - wenn es geboten ist - auch radikal umstürzlerisch gegenüber dem Althergebrachten verhält. Ich kenne diejenigen Traditionen, auf die die Staatsbibliothek sich nur zu gerne beruft, mittlerweile sehr genau, aber ich stehe manchen dieser Traditionen durchaus kritisch gegenüber.

Dies erklärt sich zu einem Gutteil aus meiner Biographie, die Ihnen ja vor allem Herr Professor Gattermann mit subtiler Freude an meinen jungen Berufsjahren ausgebreitet hat. Bestimmend in meinem bisherigen beruflichen Werdegang waren vor allem zwei Dinge: die fachliche Spezialisierung einzelner Bibliotheken und die strikte Orientierung des gesamten bibliothekarischen Handelns am Benutzer, sei es nun am Forscher oder am Studenten.

Zunächst möchte ich auf letzteren Aspekt eingehen, auf das Verhältnis der Bibliothek zu ihrer Klientel - und damit verbunden auch auf ihr Selbstverständnis. Und noch einmal möchte ich - um mein Verhältnis zur Tradition der Staatsbibliothek und ihrer Vorgängereinrichtungen zu beleuchten, aus einer Antrittsrede zitieren, aus derjenigen nämlich von Generaldirektor Hugo Andres Krüß aus dem Jahre 1925.

Krüß sagte in jenem Jahr, die Bibliotheken sollten nicht allein „wissenschaftliche Apparate“, sondern „selbsttätige wissenschaftliche Anstalten“ sein - und er werde „alles zu fördern trachten, was der selbstschöpferischen wissenschaftlichen Arbeit in diesem Hause dienen und nützen kann“. Dieser Auffassung kann ich mich heute, nahezu achtzig Jahre später, nicht mehr anschließen - und ich bedauere dies auch nicht.

Wissenschaftliche Arbeit, meine Damen und Herren, findet woanders statt - in den Instituten, in den Labors und in den Akademien. Forschung und Lehre sind Aufgabe der Hochschulen, nicht aber der Bibliotheken - und somit sind leider auch jene Jahre vorbei, als der wissenschaftliche Dienst in den Bibliotheken noch glauben durfte, das Wort ‚wissenschaftlich‘ legitimiere zu eigener wissenschaftlicher Tätigkeit während der Dienststunden.

Die Staatsbibliothek muß sich noch mehr als bisher als unbedingte Dienstleistungseinrichtung verstehen, - ganz nüchtern als Lieferant der Forschung. Und je besser wir in diesem Sinn arbeiten, desto besser werden auch die Resultate des Wissenschaftsstandorts Deutschland sein. Ich möchte sogar so vermessen sein und im Rahmen der gegenwärtigen Diskussion um

Eliteuniversitäten auch den Begriff der Elitebibliothek in den Raum werfen und für die Staatsbibliothek einen Anspruch auf Exzellenz anmelden.

Hierin werden uns die bibliothekarische Fachöffentlichkeit und unsere Unterhaltsträger jedoch nur dann folgen, wenn wir uns öffnen, wenn wir den ja in der Tat nicht ganz unbeträchtlichen Etat, über den die Staatsbibliothek Jahr für Jahr verfügt, effizient und endnutzerorientiert einsetzen.

Was mir in ganz besonderer Weise am Herzen liegt, ist die Vermittlung unserer Bestände, weniger aber die im Verborgenen blühende Anhäufung immer nur noch größerer und prächtigerer Schätze. Die Staatsbibliothek wirkte über Jahre und Jahrzehnte hinweg wie eine sich selbst ständig vergrößernde Schatzkammer, deren märchenhaften Inhalt zwar alle vage ahnten, den niemand jedoch genau zu spezifizieren wußte. Fast wie eine Monstranz trägt die Staatsbibliothek seit jeher ihre in der Tat beindruckenden und ehrfurchteinflößenden Bestandszahlen vor sich her.

Wer hier aber den Hebel ansetzte und nach der Vermittlung dieser einzigartigen Schätze und dieser weithin unbekanntem Ressourcen für die wissenschaftliche Forschung fragt, griff zumindest bis vor einiger Zeit ins Ungewisse und Unklare. Erst in den letzten Jahren ergreift die Staatsbibliothek - durchaus in einer sehr positiven Traditionslinie der nationalen Aufgaben der Königlichen Bibliothek und der Preußischen Staatsbibliothek - wieder die Initiative und besinnt sich der lokalen und zugleich überregionalen Verzeichnung ihrer Bestände.

Wir haben mit unseren vielfältigen Druckschriftenbeständen - den historischen wie den modernen - wie auch ebenso mit unseren Sonderabteilungen qualitativ wie auch quantitativ überragende Sammlungen. Ob diese Sammlungen aber den verschiedenen Zielgruppen so hinreichend bekannt sind, wie es wünschenswert wäre - an dieser Stelle ist ein wenig Skepsis durchaus angebracht. Was erwartet der Forscher von uns? Welche Bedürfnisse besitzt der wissenschaftlich Arbeitende gegenüber einer Einrichtung, die sich selbstbewußt als ‚Forschungsbibliothek‘ bezeichnet? Hier werden wir uns deutlicher positionieren müssen und mit unserer Zielgruppe in einen wesentlich intensiveren Dialog eintreten.

Ich bin entschlossen, diesen Weg sehr nachdrücklich auszubauen und so auch für eine engere Verzahnung der Staatsbibliothek mit der Forschung zu sorgen. Nicht selber sich akademisch zu betätigen, sondern hochqualifizierte Zuarbeit für unsere Klientel punktgenau zu leisten, muß fortan quasi wie ein Leitmotiv unsere Arbeit prägen. Die Staatsbibliothek besitzt nicht erst seit gestern über ein gewisses „Identitätsproblem“, aufgrund dessen sie sich energischer als früher fragen muß: an wen wenden wir uns, für wen arbeiten wir? Die Staatsbibliothek verfügt nun einmal nicht wie eine Universitätsbibliothek über eine fest umrissene Klientel aus Studenten, Mittelbau und Professoren, sondern widmet sich mit einer gewissen Uneindeutigkeit den „Wissenschaftlich Arbeitenden“ - wer immer das sein mag. Wer ist denn

eigentlich der Forscher, von dem wir so gerne reden? Ich halte es durchaus für nützlich, diesen Menschen einmal näher kennenzulernen, um der Staatsbibliothek zu einer Konkretisierung ihres Arbeitsauftrages zu verhelfen.

Als Bibliothekar also nicht mehr selber im Mittelpunkt des Denkens und Handelns zu stehen, sondern sich ein wenig zurückzunehmen und das Gegenüber, den Benutzer, meinetwegen auch den ‚Kunden‘ zum Maßstab aller Dinge zu machen - auch dies ist eine Tradition, die für mich durch meine Jahre an den Universitätsbibliotheken früh zu einer Selbstverständlichkeit wurde. Diese durchaus reizvolle Maxime auch an der Staatsbibliothek zu einer Tradition zu entwickeln - auch dafür stehe ich mit meiner Person, auch dafür stehe ich heute vor Ihnen.

Der Staatsbibliothek geht es finanziell gut - und ich erteile allen anderslautenden Unkenrufen eine deutliche Absage. Keine Frage: noch vor sieben Jahren, 1997 hat die Staatsbibliothek jährlich noch 150.000 Bücher erworben - heute: 2003, 2004, sind es nur noch 100.000 Bücher pro Jahr.

"NUR": dieses Wort nur möchte ich jedoch mit großen Anführungszeichen versehen, denn 100.000 Bücher pro Jahr zu kaufen, ist in der ganzen Bundesrepublik Deutschland mit ihren zahllosen Bibliotheken außer diesem Hause allein noch der Bayerischen Staatsbibliothek in München vergönnt. Ich wiederhole es: der Staatsbibliothek geht es gut (manche Neider sagen, es gehe ihr noch immer zu gut), und woran es liegt, daß es uns gegenwärtig nicht sogar sehr gut geht, wissen wir alle: es sind die Sparzwänge, die uns die leeren Kassen unserer Unterhaltsträger aufnötigen. Ich rate sehr zu einer gelasseneren Sichtweise: Geschichte sollte man stets über einen langen Zeitraum hin betrachten, dann nämlich relativiert sich so manches. Auch dies sind Traditionen, die prägen: wer wie ich in den späten neunziger Jahren beobachten mußte, wie nach dem Versiegen der Aufbaumittel die brandenburgischen Universitätsbibliotheken in Potsdam, in Cottbus und in Frankfurt an der Oder annähernd ausgezehrt wurden, sieht den auch in der Staatsbibliothek sinkenden Erwerbungsraum mit anderen Augen. Da mag man auf dem Standpunkt stehen, eine Staatsbibliothek, obendrein in der Hauptstadt angesiedelt, sei nicht mit einer Universitätsbibliothek auf dem flachen Land zu vergleichen: nur kein Hochmut, möchte ich da antworten - sie dienen beide derselben Klientel, nämlich der wissenschaftlichen Forschung.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß für womöglich eine Reihe von Jahren der Gürtel ein wenig enger geschnallt werden muß. Diese Tatsache aber wird nicht zu bibliothekarischer Untätigkeit führen und die wissenschaftlich Forschenden auch nicht zur Abwanderung ins Ausland treiben. Denn die Situation der Literaturversorgung in Deutschland ist durch das System der DFG-geförderten (ja, man möchte fast sagen: DFG-finanzierten) überregionalen Bereitstellung nach wie vor in einmalig überzeugender Weise gewährleistet.

Hier sind wir nun am anderen Ende meiner persönlichen Traditionen angelangt. Wer wie ich seine ersten bibliothekarischen Schritte in der TIB, der Technischen Informationsbibliothek in Hannover, mithin also in einer der sogenannten zentralen Fachbibliotheken der Bundesrepublik Deutschland getan hat, der hat sehr präzise Vorstellungen zum einen von arbeitsteiligem bibliothekarischem Handeln und zum anderen von denen, für die er dann tagtäglich sein Bestes gibt: für die Forscher aus dem spezifischen Terrain der Technik und ihrer Grundlagenwissenschaften. So entsteht ein Profil - weil jeder, ob Bibliothekar oder Benutzer weiß, was von dieser Bibliothek zu erwarten ist und was nicht. Im Falle der Staatsbibliothek zu Berlin ist diese Profilverfindung schwieriger, obwohl doch gerade hier, in einer Bibliothek, die sich stolz als Universalbibliothek versteht, alles sehr viel einfacher sein sollte.

Selbstredend ist die Universalität des von der Staatsbibliothek betreuten Fächerspektrums im Kanon der Wissenschaftsdisziplinen noch immer gegeben; noch immer pflegen unsere Fachreferenten neben den mainstream-Disziplinen auch die Orchideenfächer. Die Breite ist somit gewährleistet, ob aber die Tiefe des Bestandsaufbaus in allen Fächern noch der Breite entspricht und vor allem dem Anspruch an eine Staatsbibliothek genügt - diese Frage muß gestattet sein - und ich werde diese Frage, die Frage nämlich, ob die Universalität des Erwerbungs geschehens noch zeitgemäß und vor allem notwendig ist, innerhalb der Staatsbibliothek stellen.

Die Staatsbibliothek sieht sich seit jeher in einer Zuständigkeit für quasi alles und jedes: für die Druckschriften aller Länder, aller Sprachen, aller Epochen und aller nur denkbaren Inhalte - und für die Handschriften, Karten und Musikalien ohnehin. Ist dieser Absolutheitsanspruch dauerhaft aufrechtzuerhalten oder täte die so häufig als schwerfälliger Tanker gescholtene Staatsbibliothek gut daran, sich stärker zu spezialisieren? Der Mut zur Schwerpunktsetzung könnte diese Bibliothek wendiger machen, flexibler, wandlungsfähiger und konturenschärfer - und sie würde dort, wo die Schwerpunkte gesetzt würden, für eine Verdichtung der Bestände sorgen, die die Staatsbibliothek zu einer in genau definierten Segmenten wirklich exzellenten Bibliothek avancieren lassen würde.

Denn womit in meinen Augen unwiderruflich Schluß ist, ist der Glaube an das Prinzip einer umgreifenden literarischen Totalversorgung durch die Staatsbibliothek. Falls wir auch in Zukunft unsere historischen Druckschriftenbestände weiter verdichten wollen, falls wir den Anspruch nicht aufgeben wollen, national bedeutendes Kulturgut mit seinen eminent hohen Preisen zu sammeln, dann müssen wir notgedrungen an anderer Stelle Einsparungen treffen, unser Programm verschlanken oder zumindest zu intelligenten, kooperativen Verbundlösungen kommen.

Am Ende aller Überlegungen, Planungen und Konzepte wünsche ich mir eine sichtbare

Steigerung dort, wo wir derzeit - und seit Jahren - ein wenig defizitär agieren: auf den Feldern der bibliothekarischen Innovation. Die Zeiten der deutschen Zentralstaatlichkeit, in denen quasi gottgegeben die Königliche Bibliothek in Berlin und niemand sonst die Vorreiterrolle bei der Zukunftsentwicklung des deutschen Bibliothekswesens für sich beanspruchte, übernahm und dann auch erfolgreich ausfüllte, sind passé. Die Weiterentwicklung des deutschen Bibliothekswesens spielt sich im föderalen Staat überall ab, in der Metropole wie in der Provinz. Und dennoch wird man von einer Bibliothek wie der Staatsbibliothek zu Berlin erwarten dürfen, dass sie sich mehr als derzeit üblich an wegweisenden Debatten beteiligt und eine Vorreiterrolle bei Innovationsprojekten übernimmt.

Keine Frage: die Leistungen der Staatsbibliothek und ihrer Mitarbeiter sind bereits heute fulminant, aber gut zu sein, reicht heutzutage nicht mehr aus: über das Gute, das man tut, darf man nicht nur reden, man muß gut sein und zugleich auch darüber reden. Die alte preußische Tradition des ‚mehr Sein als Scheinen‘ war zu ihrer Zeit löblich und zeugte von vornehmer Geisteshaltung, im Jahre 2004 aber müssen unsere Leistungen offensiv und rezipientenfreundlich transportiert, sprich vermittelt werden.

Noch einmal möchte ich abschließend eine Anleihe bei Generaldirektor Krüß und seinen Worten aus dem Jahre 1925 nehmen. „Wir bitten die Preußische Staatsregierung“, so sprach Krüß, „dass sie auch weiterhin diesem Hause und seinen hohen Zwecken einsichtsvolle und weitgehende Fürsorge zuteil werden lasse. Wir wollen mit dem Pfunde wuchern, das in unsere Hand gegeben wird.“ Dem habe auch im Jahre 2004 nichts hinzuzufügen, denn es handelt sich um Worte von Ewigkeiten überdauernder Gültigkeit. Gleichwohl: der Worte sind heute genug gewechselt, nun wollen wir alle wieder Taten sehen: von Ihnen, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Staatsbibliothek - und nicht zuletzt auch von mir.

Noch einmal möchte ich abschließend danken: all jenen, die mich auf meinem beruflichen Weg gefördert und begleitet haben - unter ihnen möchte ich gerne auch meine Eltern, die heute nach Berlin gekommen sind, nennen, - all jenen, die mich in den vergangenen zwei Jahren in der Staatsbibliothek und im deutschen Bibliothekswesen unterstützt haben und all jenen, die mit mir gemeinsam die Staatsbibliothek zu Berlin in eine gute Zukunft zu führen bereit sind. Nur einen unter diesen Mitstreitern möchte ich heute namentlich nennen: Herrn Professor Lehmann nämlich, dem ich für seine Ermutigung, sein stetes Interesse an der Staatsbibliothek und für seinen bibliothekarischen Sachverstand, die er mir in den vergangenen Monaten zuteil werden ließ, von Herzen danken möchte.